

Rote Erde

Roman

Yela Brodesser

Die Originalausgabe erschien 2017 in der Edition Mokka

2. Auflage:

© 2024 Yela Brodesser

Umschlaggestaltung: Daniel Giordani

Lektorat / Korrektorat: Christine Schäffer, Edition Mokka

Layout: Daniel Giordani

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

ISBN: 978-3-99165-637-1 (Softcover)

ISBN: 978-3-99165-636-4 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Für Guinea,
dieses wunderschöne, vergessene Land,
seine einzigartigen Bewohnerinnen und Bewohner
und seine Musik*

Die Handlung des Romans ist frei erfunden, spielt jedoch vor dem Hintergrund einer wahren Begebenheit. Im September 2009 fand in Conakry eine friedliche Demonstration gegen den damaligen Präsidenten Dadis Camara statt, die vom Militär brutal niedergeschossen wurde. 150 Leute wurden damals niedergemetzelt. Hunderte wurden verletzt und dutzende Frauen wurden auf offener Straße vergewaltigt.

1

Die Sonne brannte so stark auf den Asphalt der Straße, dass Hannah Angst hatte, die Gummisohlen ihrer Flipflops könnten schmelzen und auf der Straße kleben bleiben. Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen und drängte sich vorbei an den Marktfrauen und Straßenverkäufern, den spielenden Kindern und den Tee trinkenden Männern, bis sie schließlich den Hof erreicht hatte, der seit ein paar Wochen ihr Zuhause war.

Es war jetzt zwei Wochen her, dass sie in Conakry gelandet war. Zwei Wochen nur, und doch kam es ihr so vor, als wäre sie schon immer hier gewesen. Schon als sie aus dem Flugzeug gestiegen war, hatte sie das Gefühl gehabt, als wäre sie zuhause angekommen. Die Wärme, der seltsam vertraute Geruch nach verbranntem Holz und Abgasen, die rote Erde, die lachenden Menschen... Plötzlich hatte sie sich geborgen gefühlt, das unruhige Gefühl der Nervosität, das sie in letzter Zeit in Österreich so oft begleitet hatte, war auf einmal wie weggeblasen. Hier hatte sie das Gefühl, als würde sie getragen, als wäre sie nicht alleine, als wäre sie eingebunden in ein größeres Ganzes. Sie fühlte sich wohl in dem Getümmel, das auf der Straße herrschte und liebte die hektische Betriebsamkeit der Stadt. Conakry war chaotisch und laut, staubig und heruntergekommen, aber Hannah war es gerade recht so. Sie störte sich nicht an den verfallenen Häusern, den Wellblechhütten, den schreienden Kindern, die am Straßenrand von ihren Müttern gewaschen wurden, den ohrenbetäubend laut hupenden Autos und den holprigen Straßen. Sie sog alles auf,

das Chaos, die Wärme und die fremden Stimmen, als wären sie ihr Lebenselixier.

„*Tanamufenien!* Guten Tag!“, begrüßte sie ihre Nachbarin und Vermieterin Aminata, eine hübsche junge *Sussu*-Frau mit vier Kindern, die gerade beim Abendessen kochen war, und diese antwortete mit einem strahlenden Lächeln: „*Tanajumufenien! Ça va bien?* Hallo, wie geht's dir?“

Sie plauderten ein bisschen, und eines der Kinder zupfte so lang an Hannahs Hemd, bis sie es auf den Arm nahm und hin und herschwenkte.

Das Gehöft, in dem sie ein Zimmer gemietet hatte, bestand aus vier unterschiedlichen Wohneinheiten. Vier gedrungene, langgezogene Häuser gruppierten sich rund um einen kleinen Innenhof. Die Gebäude waren, wie fast alle in dieser Stadt, ebenerdig und mit Wellblech gedeckt. Der Verputz blätterte schon zu großen Teilen ab, die Farbe rangierte zwischen ockergelb und braun und war nach einigen erlebten Regenzeiten bereits sehr verwaschen. Die zur Straße gewandten Fenster waren mit einem Eisengitter gesichert.

Im Innenhof gab es mehrere kleine Kochstellen mit gusseisernen Kohleöfen, diversen Töpfen und Kochutensilien, Wäscheleinen mit bunter Wäsche und Kübeln zum Wasserholen. Der einzige Wasserhahn am Eingang des Gehöfts wurde von einem älteren Herrn betreut, der für jeden Eimer Wasser einen kleinen Obulus abkassierte.

Unübersehbar prangte eine neue, strahlende Satellitenschüssel am Dach von Aminatas Häuschen. Sie war der große Stolz von Madu, Aminatas Mann. Einen dazupassenden Fernseher gab es jedoch noch nicht. „*Tu veux manger avec nous,* möchtest du mit uns essen?“, lud Aminata sie ein, aber

Hannah lehnte dankend ab. Sie war heute Abend auf ein *Dundunba*-Fest eingeladen, ein Trommelfest, bei dem sehr ekstatisch getanzt wurde, und vorher wollte sie sich noch kurz von dem heißen Tag erholen. Sie zog sich in ihr kleines Zimmer zurück, um sich umzuziehen und etwas hinzulegen. Im Zimmer schwirrten schon munter die Moskitos herum, zum Glück hatte sie ihr Moskitonetz, unter das sie sich nun flüchtete.

Der kleine Raum hatte nicht viel zu bieten, aber er hatte alles, was sie benötigte. Das schmale Bett bestand aus einer Holzplatte und einer dünnen Schaumstoffmatratze. In der Ecke stand ein alter Schrank, in den sie ihren Tramperrucksack und die wenigen Kleidungsstücke, die sie mitgebracht hatte, gestopft hatte. Eine einsame Glühbirne an der Decke erleuchtete das Zimmer nur ungenügend. Der einzige Luxus war ein brummender Ventilator, der die ärgste Hitze vertrieb.

Eigentlich hatte sie keine Ahnung, was sie hier tat. Die Tage vergingen und sie fühlte sich einfach wohl. Viel wohler als sie sich in ihrem hektischen Leben in Wien in letzter Zeit gefühlt hatte. Hier schien es keinen Druck zu geben, immer besser und schneller arbeiten und funktionieren zu müssen. Hier hatten die Leute Zeit, waren immer zu einem Schwätzchen aufgelegt und schienen das Leben viel mehr zu genießen. Zwar herrschte auch große Armut im Land – Guinea galt als eines der ärmsten Länder der Welt - und der Großteil der Menschen führte ein sehr einfaches Leben. Hannah wollte die erzwungene Armut der Menschen keinesfalls verherrlichen und versuchte die Not der Menschen nicht auszublenden. Trotzdem hatte sie den Eindruck, als wären die Leute hier glücklicher und entspannter als im reichen Europa.

Ursprünglich war sie mit dem Plan hierhergekommen, eine Recherche für ihre Diplomarbeit über die Rolle der Frau in der westafrikanischen Gesellschaft zu machen, aber mittlerweile hatte sich dieses Vorhaben in Luft aufgelöst. Hier angekommen hatte sie plötzlich keine Lust mehr verspürt, den Frauen hier Löcher in den Bauch zu fragen und die große weiße Wissenschaftlerin zu spielen. Sie wollte nicht über die Menschen hier urteilen, sie nicht analysieren und in Schubladen stecken, sie wollte viel lieber mit ihnen leben und dieses Leben genießen.

Sie hatte das Gefühl, dass sie in der letzten Zeit in Wien durch die intensive Beschäftigung mit ihrem Studium den Kontakt zum wirklichen Leben etwas verloren hatte. Sie war oft tagelang vor dem Computer gesessen, um Arbeiten zu schreiben oder zu lernen und hatte ihr Privatleben und ihre Freunde vernachlässigt. Auch ihre Familie, ihre Eltern und ihre Schwester, hatte sie kaum gesehen. Ihr Leben hatte sich hauptsächlich im Kopf abgespielt, sie war eine richtige Einzelgängerin geworden und hatte sich meistens in ihrer kleinen Studentenwohnung verkrochen. Hier spürte sie nun, wie wohltuend es war, wieder mit Leuten zu reden und zu lachen, auszugehen, Feste zu besuchen und den Computer und die Wissenschaft für eine Zeit zu vergessen.

„Gongong! *Il y a quelqu'un?* Ist da jemand?“, hörte sie wenig später die fröhliche Stimme von Fode, dem Trommler, der sie in den letzten Tagen ein paar Mal in der hohen Kunst des Djembespielens unterwiesen hatte. Die *Djembe* war eine kelchförmige Trommel, die hier bei jedem Fest und jeder Hochzeit mit Leidenschaft gespielt wurde. Die Djembemusik war die traditionelle Perkussionsmusik der *Malinke*, einer der

drei Hauptethnien Guineas, der auch Fode angehörte. Sie waren dafür bekannt, sehr gute Musiker zu sein. Überhaupt hatte Musik einen hohen Stellenwert in Guinea und war allgegenwärtig im täglichen Leben. Bei jedem Fest, jeder Zeremonie waren Musik und Tanz unverzichtbare Bestandteile. Wichtige Lebensereignisse, wie Geburt oder Hochzeit, aber auch Tätigkeiten, wie Feldarbeit oder Handwerk, wurden meist von Musik und Trommeln unterstützt.

Hannah hatte sich zuhause eine ganze CD-Sammlung von westafrikanischen Musikern und Musikerinnen zugelegt und konnte nicht genug von der kraftvollen Musik bekommen. Als sie vor ein paar Tagen auf ein Hochzeitsfest hier eingeladen gewesen war, hatte sie diese Perkussionsmusik zum ersten Mal in ihrem Leben aus nächster Nähe miterlebt und war begeistert gewesen. Die Trommler kreierten mit ihrer Musik ein solch starkes Kraftfeld und interagierten auf solch intensive Weise mit den Tänzern und Tänzerinnen, dass Hannah eine Gänsehaut bekam. Auf dieser Hochzeit hatte sie Fode kennen gelernt, der dort als Musiker engagiert war. Sie hatten sich ein bisschen unterhalten, und sie hatte ihm Komplimente über seine Trommelkünste gemacht. Daraufhin hatte er angeboten, ihr Trommelunterricht zu geben, was sie sofort begeistert angenommen hatte. Seitdem pilgerte sie jeden Vormittag zum Hof seines Onkels in der Nachbarschaft und erlernte dort die Grundkenntnisse an der *Djembe*. Meistens waren sie binnen kürzester Zeit umringt von einer Schar von Nachbarskindern, die die weiße Trommlerin mit Neugier beobachteten und jeden ihrer Fehler mit einem schallenden Lachen quittierten.

„*Oui, je viens!* Ja, ich komme gleich!“, rief Hannah und zog sich schnell an. Das war hier sehr einfach: sie zog sich ein

Shirt über, wickelte sich ein *Pagne*, eines dieser wunderschönen, bunt bedruckten afrikanischen Tücher um die Hüften und schlüpfte in ihre Flipflops. Dann lief sie rasch hinaus und begrüßte Fode, der in Begleitung eines Freundes vor ihrer Tür wartete.

„*Ça va? Wie geht's?*“ Nun folgte die ausführliche Begrüßungszeremonie, die aus immer wieder wiederholten Fragen nach dem eigenen Befinden, dem Befinden der Familie - auch wenn diese nicht anwesend war, wie in Hannahs Fall - und der Beantwortung derselben bestand.

„*On y va, gehen wir?*“, fragte Hannah schließlich ungeduldig. Sie konnte es schon nicht mehr erwarten auf ihr erstes *Dundunba*-Fest zu gehen. Das war ein Fest, bei dem traditionellerweise nur die Männer tanzen durften, wie ihr Fode erklärt hatte. Es wurden spezielle, sehr kraftvolle Rhythmen gespielt, die die „jungen starken Männer“ zum Tanzen und zum Zurschaustellen ihrer Kraft animierten. Aber mittlerweile hatten sich die Traditionen vor allem in der Großstadt Conakry schon aufgeweicht und auch die Frauen tanzten mittlerweile zu den „männlichen“ *Dundunba*-Rhythmen.

„*Oui, on y va!* Ja, gehen wir!“, sagte Fode gut aufgelegt. „Hannah kann es ja gar nicht mehr erwarten, auf ihrem ersten *Dundunba* zu tanzen!“, scherzte er zu seinem Freund gewandt.

„*Oui, elle veut danser, ça c'est sure!* Ja, sie will tanzen, das ist sicher!“, bestätigte dieser seine Aussage.

„*Non, non, non!* Auf gar keinen Fall werde ich dort tanzen, Fode! Ganz sicher nicht! Ich kenne Eure Tänze doch gar nicht. Bitte blamier mich nicht dort!“, rief Hannah empört, was die beiden jungen Männer in Gelächter ausbrechen ließ. Fode schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel, als er die Angst in den Augen seiner Begleiterin aufblitzen sah.

„Keine Angst, Hannah, wir werden dich schon nicht blamieren! Aber normalerweise tanzen alle Besucher bei so einem Fest. Alle wollen mitmachen und einen Teil beitragen.“

„Ja, aber ich bin doch nur eine unwissende *Fote*, da werden die Leute schon ein Auge zudrücken!“

„*On va voir!* Schauen wir mal...“, schmunzelte Fode und hielt ein leeres Sammeltaxi an, das in ihre Richtung fuhr.

„*Deplacement!*“, rief er dem Fahrer zu, um das Taxi „exklusiv“ zu mieten und nach ausführlichen Preisverhandlungen stiegen sie in das gebrechliche Vehikel ein. Das war ein eigenes Thema, über das sich ein Buch zu schreiben lohnen würde, dachte Hannah. Noch nie in ihrem Leben - und sie hatte doch schon einige außereuropäische Reisen unternommen - war sie mit solchen Schrottkisten unterwegs gewesen wie in Guinea. Doch erstaunlicherweise erreichten sie dann doch immer ihr Ziel, obwohl es manchmal so gar nicht danach aussah, als wären die Dinger auch wirklich fahrtauglich.

2

Hannah genoss es durch das Seitenfenster des Taxis zu schauen und die lebendige Straßenszenerie der Stadt zu beobachten. Sie sah stolze, bunt gekleidete Frauen mit ihren auf den Rücken geschnallten Babys über die Straße laufen, Straßenverkäufer, die ihre Ware lautstark anpriesen, Bettler, die sich durch die Menge drängten und versuchten ein paar Münzen zu ergattern. Die kleinen Läden und Marktstände am

Straßenrand waren von rotem Staub bedeckt, es schien hauptsächlich Möbel- und Matratzengeschäfte zu geben. Der Verkehr war laut und chaotisch, trotzdem passierten erstaunlich wenige Unfälle. Die Leute schienen mehr aufeinander zu achten und auf magische Weise vorauszuahnen, was die anderen Verkehrsteilnehmer vorhatten. Nach einer halbstündigen Fahrt durch das abendliche Conakry waren sie endlich an ihrem Ziel angelangt. Ein kleiner Hof in Simbaya, dem Musikerbezirk Conakrys, der einem bekannten Trommelmeister gehörte, war der Veranstaltungsort des heutigen *Dundunba-Festes*.

Im Hof war schon jede Menge los, viele Trommler und Tänzerinnen waren versammelt und rundherum eine riesige Menschenmenge, die aus Afrikanern und einigen weißen Touristen bestand. Die Trommelrhythmen erklangen schon, aber man merkte, dass das Fest erst vor kurzem begonnen hatte und der Tanz noch in den Anfangszügen lag. Es waren viele Kinder auf der Tanzfläche, die die Tanzschritte übten, und die Erwachsenen überließen ihnen noch das Feld.

„Hier, setz Dich hier hin!“, sagte Fode zu Hannah und wies auf einen freien Stuhl, den jemand gebracht hatte.

„Und ihr?“, fragte sie unsicher. Es war ihr unangenehm, dass sie automatisch einen Sitzplatz bekam, während Fode und sein Freund stehen mussten.

„Ach, wir stehen, kein Problem! Das Fest hat übrigens noch gar nicht richtig begonnen, das erkennst du daran, dass die Kinder noch tanzen dürfen. So lernen sie die Tanzschritte der Erwachsenen. Das ist die „afrikanische Schule!“, erklärte Fode.

„Ich hab' s mir schon gedacht“, antwortete Hannah.

„Aber jetzt geht's los!“ Er wies in die Mitte des Kreises, den die Leute nun gebildet hatten. Eine ziemlich stämmige Frau mit knallbuntem *Bubu* hatte sich den Weg in die Mitte gebahnt und begann nun in atemberaubendem Tempo zu tanzen. Ihre Arme und Beine flogen im Takt der Trommelmusik durch die Luft, und die Trommler folgten ihren Bewegungen und begleiteten ihren wilden Tanz mit ihren feurigen Schlägen. Es wirkte so, als würden sie miteinander kommunizieren, die Tänzerin und der *Djembesolist*, sich gegenseitig anstacheln, necken und foppen. Und so schnell, wie die Darbietung angefangen hatte, war sie auch schon wieder vorbei: die Tänzerin beendete ihren Tanz abrupt, worauf der nächste in die Mitte sprang und das Ganze wieder von vorne losging. Hannah war sprachlos und starrte gebannt auf die sich abwechselnden Tänzer und Tänzerinnen und ihre spektakulären Darbietungen.

„Und, wann tanzt du für uns?“, hörte sie plötzlich Fodes neckische Stimme an ihrem Ohr. „Den nächsten Tanz habe ich für dich reserviert!“

Hannah schüttelte nur entrüstet den Kopf, als sie auch schon von Fode auf die Tanzfläche gezogen wurde. Plötzlich fand sie sich in der Mitte des Kreises von johlenden Festbesuchern wieder, die sie antrieben zu tanzen.

„*Il faut danser, il faut danser!* Tanzen, tanzen!“, riefen die Leute und amüsierten sich königlich über Hannahs ratlosen Gesichtsausdruck. Sie suchte verzweifelt nach Fode, der auf einmal in der Menge verschwunden war, aber er war nicht mehr zu sehen.

Der Djembespieler legte jetzt so richtig los, die Menge begann zu klatschen, und Hannah beschloss, es einfach zu wagen und tanzte los. Sie tanzte auf ihre eigene Art und ließ sich

von den Rhythmen der Trommeln tragen. Die Menge begann vor Begeisterung zu kreischen, und es dauerte nicht lange, da stürmten ein paar junge Afrikanerinnen auf die Tanzfläche und tanzten gemeinsam mit Hannah, immer schneller und schneller, bevor sie unter lautem Lachen von ihnen aus dem Kreis gezogen wurde. Jede der jungen Frauen wollte nun wissen, wie sie hieß und woher sie kam, und alle gratulierten ihr zu ihrem tollen Tanz.

„*Tu as bien dansé!* Du hast gut getanzt!“, wurde sie von allen Seiten gelobt, und sie wunderte sich, dass ihr dilettantischer Tanzversuch solche Begeisterung ausgelöst hatte. Plötzlich tauchte auch Fode wie aus dem Nichts wieder auf und grinste sie anerkennend an.

„Ich habe ja gewusst, dass du tanzen kannst, Hannah. Gratulation!“, sagte er und schlug ihr kameradschaftlich auf die Schulter.

Hannah fand das gar nicht lustig und regte sich auf: „Du gemeiner Kerl, ziehst mich auf die Tanzfläche und verschwindest dann einfach, und ich schäme mich zu Tode vor all den Leuten! Das war wirklich gemein von dir!“

Fode schaute ein bisschen schuldbewusst drein und verteidigte sich: „Aber ich habe doch gewusst, dass du tanzen kannst, du hast dich ja nur nicht getraut. Ich wollte dir nur helfen, deine Angst zu überwinden!“

„Ja, ja, das sagst du nur so. In Wirklichkeit wolltest du mich blamieren!“

So plänkelten sie eine Zeit lang hin und her, bis Fode sich entschuldigte und hoch und heilig versprach, sie nie mehr gegen ihren Willen auf eine Tanzfläche zu zerren. Das Fest ging mittlerweile schon dem Ende zu, und die Menge löste sich langsam auf.

„*Où est ton ami? Wo ist eigentlich dein Freund?*“, fragte Hannah und sah sich um.

„Ach, der ist schon wieder gegangen. Er wollte noch auf ein anderes Fest gehen. *Angata, gehen wir!*“, antwortete Fode.

Sie machten sich auf den Heimweg und begaben sich auf die Suche nach einem Taxi. Das war ganz schön abenteuerlich, denn in diesem Teil Conakrys gab es keine Straßenbeleuchtung und es war stockdunkel. Dazu kam, dass die Straßen nicht asphaltiert und immer wieder mit großen Löchern gespickt waren. Das Gehen auf diesen Straßen erforderte ein hohes Maß an Vertrauen in den eigenen Tastsinn und den jeweiligen Begleiter. Fode schien kein Problem damit zu haben sich in der absoluten Dunkelheit zielsicher fortzubewegen. Als Hannah wieder einmal über ein unerwartetes Loch stolperte, nahm Fode sie kurz entschlossen bei der Hand und führte sie durch die samtschwarze Dunkelheit. Sie ließ es geschehen und es fühlte sich sogar sehr angenehm an, seine Hand in ihrer zu spüren. Außerdem war es eindeutig sicherer!

„Wie schaffst du es nur, in dieser Dunkelheit etwas zu sehen?“, fragte sie Fode irgendwann, nachdem sie eine Weile still nebeneinanderher gelaufen waren.

„Ach, wir Afrikaner sind es einfach gewohnt uns im Dunkeln zu bewegen. Wir haben keine Straßenbeleuchtung, wie ihr! Und der Strom fällt auch oft genug aus. Da muss man lernen, sich zu orientieren“, antwortete er.

Mittlerweile waren sie schon an der Hauptstraße angekommen und bezogen ihre Position am Straßenrand, um ein Taxi anzuhalten. In der Nähe hatte eine Orangenverkäuferin ihren kleinen Stand aufgebaut, und trotz der späten Stunde bot sie ihre Orangen lautstark zum Verkauf an. Fode besorgte ihnen

zwei herrlich reife Früchte und unterwies Hannah in der guineanischen Kunst, diese zu essen. Man schälte sie nicht, wie in Europa, um sie dann auseinander zu reißen und die einzelnen Spalten zu essen. Hier wurden die Orangen schon geschält verkauft, aber so, dass die weiße Schicht außen herum dranblieb, und das oberste Stück wurde abgeschnitten. Dann drückte man die Orange mit einer Hand gekonnt aus, während man mit dem Mund den Saft aus der Frucht saugte. Diese Methode war am Anfang gar nicht so einfach zu erlernen, aber wenn man es einmal heraus hatte, machte es großen Spaß die Orangen so „auszuquetschen“.

„*Ça c'est superbe, ça me plait beaucoup!* Das ist toll, das gefällt mir!“, strahlte Hannah, und Fode lachte über ihre Begeisterung.

„Aber gibt es bei Euch denn keine Orangen?“, fragte er verwundert.

„Oh ja, sicher, aber wir essen die ganz anders. Aber so, das macht viel mehr Spaß und schmeckt auch besser!“

Sie versuchte gerade, Fode die europäische Art des Orangenessens zu erklären, als ein Taxi anhielt und sie schon von ihrem Begleiter ins Innere des Autos geschoben wurde. Diesmal war es ein Sammeltaxi, da es um diese Uhrzeit schwierig war, ein *Deplacement* zu finden, und sie mussten sich neben zwei andere Fahrgäste drängen, die die Hinterbank schon besetzt hatten.

„*Bon soir, vous allez bien? Guten Abend, wie geht es Ihnen?*“, wurden sie sogleich freundlich von den anderen Passagieren begrüßt, und die Fahrt verging bei einem Gespräch mit ihren Reisegefährten wie im Flug. Es stellte sich heraus, dass das Ehepaar neben ihnen aus Kissidougou in Waldguinea stammte und der Ethnie der *Kissi* angehörte. Waldguinea war

eine bergige Regenwaldzone im Süden des Landes, in der verschiedene Ethnien lebten. Hannah hatte bisher noch nichts mit Menschen aus dieser Region Guineas zu tun gehabt und fand es sehr interessant zu erfahren, wie viele unterschiedliche Völker und Sprachen es alleine in dieser kleinen Region gab. Sogar Fode musste Französisch mit ihren Gesprächspartnern reden, da er kein *Kissi* verstand. Bis dahin hatte sie nur die drei größten Bevölkerungsgruppen Guineas, die *Sussu*, die *Fulbe* und die *Malinke* gekannt. Die *Sussu*, denen auch Aminata angehörte, lebten vorwiegend an der Küste Guineas, während die *Fulbe* das Fouta Djalon, ein Hochland im Nordosten des Landes bevölkerten. Über die Ethnie der *Malinke*, die in Oberguinea lebte, hatte sie bis jetzt schon am meisten gehört, da ja auch Fode *Malinke* war. Er hatte ihr schon einiges über sein Heimatdorf Baro in Oberguinea und über das Leben dort erzählt.

Vor Hannahs Hof angekommen, hatte keiner der beiden große Lust, sich schon zu verabschieden. Sie unterhielten sich noch eine Weile auf der Straße, und Fode lud Hannah ein, am nächsten Tag zum Abendessen zu seiner Familie zu kommen.

„*Je voudrais te présenter à ma mère!* Ich möchte dich meiner Mutter vorstellen!“, verkündete er, und sie wurde ganz nervös.

„Deiner Mutter? Aber... was soll ich denn da anziehen? Und sollte ich ihr nicht etwas mitbringen? Außerdem spreche ich doch gar kein *Malinke*, spricht sie denn Französisch?“, bombardierte sie Fode mit Fragen.

„Hey, beruhige dich, das ist doch kein Grund so nervös zu werden!“, beruhigte er sie lachend. „Du kannst dich anziehen

wie immer, und ein kleines Mitbringsel können wir gemeinsam aussuchen. Und wegen der Sprache mach dir keine Sorgen, meine Mutter spricht ein bisschen Französisch und ansonsten werde ich einfach übersetzen.“

Hannah schaute ihn unsicher an. Sie hatte gehört, wie wichtig Afrikanern ihre Mütter waren und war sich bewusst, dass es eine große Ehre war, dass Fode sie zu sich nachhause einlud. Andererseits wusste sie nicht genau, was diese Einladung für sie bedeutete, und wie sie sich verhalten sollte.

„*Okay, alors à demain!* Dann also bis morgen!“, riss Fode sie aus ihren Gedanken, verabschiedete sich mit einem Kuss auf ihre Wange und verschwand in der Dunkelheit.

Wie verzaubert tappte sie in ihr Zimmer, legte sich auf ihr Bett unter das Moskitonetz und starrte noch lange mit offenen Augen an die Zimmerdecke, wo sich die Moskitos gerade zu Kampfformationen zusammenschlossen.

Sie ließ den Abend Revue passieren und schmunzelte bei der Erinnerung an ihren unfreiwilligen Tanz bei dem Trommelfest. Sie dachte an Fode, seine Einladung zu seiner Mutter und seinen Abschiedskuss. Dann wanderten ihre Gedanken unwillkürlich zu dem Einschlafritual ihrer Kindheit. Als kleines Kind war es ihre Lieblingsbeschäftigung vor dem Schlafengehen gewesen, gemeinsam mit ihrem Vater den leuchtenden Globus zu drehen, der neben ihrem Bett stand, die Augen zu schließen und mit dem Finger auf irgendein Land zu zeigen. Ihr Vater, ein weit gereister Mann, hatte ihr dann immer Gutenacht-Geschichten über dieses Land, dessen Geschichte und Geographie und dessen Bewohner erzählt. Besonders Afrika hatte es der kleinen Hannah angetan. Die Erzählungen über die Wüste, die wilden Tiere, die dort lebten, die Savannenlandschaften und die verschiedenen Völker hatten sie

immer am meisten fasziniert, und schon früh war der Wunsch in ihr entstanden, einmal in diesen Kontinent zu reisen. Und jetzt war sie wirklich da, in diesem fernen, fremden und doch so vertrauten Afrika.

3

Fode pfiß am Heimweg vor sich hin. Dieser Abend war wirklich schön gewesen. Hannah war eine tolle Frau und es machte richtig Spaß, mit ihr zusammen zu sein. Am meisten gefielen ihm ihr Sinn für Humor und ihr ehrliches Interesse für die Musik und die Kultur seines Landes. Oft hatte er bei den Weißen das Gefühl, dass ihr Interesse nicht ernst gemeint und eher oberflächlich war. Bei Hannah war das nicht so. Sie war offen, neugierig und überhaupt nicht überheblich. Seltsamerweise kam es ihm fast so vor, als würde er sie schon ewig kennen, dabei hatten sie sich erst vor ein paar Tagen kennen gelernt. Er freute sich schon darauf, sie morgen seiner Mutter vorzustellen.

Dann dachte er an das Trommelfest, das sie gerade besucht hatten und daran, wie schwierig es heutzutage war, sich als Musiker in Guinea durchzuschlagen. Die Musik war sein Leben und er liebte seinen Beruf, aber leider gab es auch immer mehr Konkurrenz. In Conakry wimmelte es nur so von begabten, jungen Trommlern, die alle hart arbeiteten und den großen Traum hatten, mit ihrer Musik berühmt zu werden. Es wurde immer schwieriger, angemessen bezahlte Aufträge

auf Festen oder in Lokalen zu bekommen. Die Organisatoren wurden immer geiziger und vergaben ihre Aufträge lieber an diejenigen, die am wenigsten verlangten.

Viele der Musiker hatten mittlerweile erkannt, dass sie mit den Touristen ein viel einträglicheres Geschäft machen konnten. Diese zahlten gut dafür, an den Trommeln unterrichtet zu werden und meist verdiente man damit ein Vielfaches, als bei einem Fest aufzutreten. Und die Möglichkeit, nach Europa oder Amerika eingeladen zu werden und dort bekannt zu werden, war für die meisten ein begehrtter Wunschtraum. Dort könnte man ganz leicht viel Geld verdienen und wäre alle seine Probleme los, so sagte man. Die ganze Familie könnte von einem leben, der es nach Europa geschafft hatte. Sagte man.

Fode hatte aber schon oft gehört, dass es in Wirklichkeit auch in Europa oder Amerika gar nicht so einfach war, als Musiker zu arbeiten. Immer wieder erzählte man sich von Leuten, die nach Europa gegangen waren und von denen man nie mehr wieder etwas gehört hatte. Oder von anderen, die nach kurzer Zeit ohne Geld, und manchmal sogar krank, wieder zurückgekehrt waren.

Er selbst wusste nicht so recht, was er denken sollte. Einerseits hatte auch er begonnen, Touristen Trommelunterricht zu geben. So hatte er ja auch Hannah kennengelernt. Es machte ihm Spaß und außerdem konnte er damit sein- ansonsten sehr bescheidenes- Einkommen aufbessern. Andererseits fand er es schade, dass die meisten seiner Kollegen nur daran dachten, von hier wegzukommen und das große Geld zu machen. Für ihn war Guinea seine Heimat und er lebte gerne hier. Es war oft schwierig und es gab viele Probleme, aber es gab auch viel Schönes in diesem Land. Die Musik, die

Feste, die lebendige Tradition, die er von seinem Meister im Dorf gelernt hatte, bedeuteten ihm sehr viel. Und nicht zuletzt waren ihm seine Familie und seine Freunde sehr wichtig. Er konnte sich nicht vorstellen, wie es wäre, das alles aufzugeben.

Fode war am Hof seines Onkels angekommen, an dem er gemeinsam mit seinem kleinen Bruder ein Zimmer bewohnte. Sein Bruder saß mit ein paar Freunden auf den Stufen vor ihrem gemeinsamen Zimmer und rauchte.

„*Bon soir, Fode, ça va?* Guten Abend, Fode, wie geht's? Rauchst du noch eine Zigarette mit uns?“, begrüßten sie ihn und rückten zusammen, um Platz für Fode zu machen.

„*Ça va, petit? Ça va, les amis?* Wie geht's, Kleiner? Wie geht's, Leute?“, sagte er und setzte sich zu ihnen. Jemand gab ihm eine Zigarette und er atmete genüsslich den Rauch ein. Er erzählte von dem Fest, auf dem er gewesen war, und sein Bruder wollte alles über Hannah und ihren ungewollten Tanz wissen. Sie lachten und plauderten noch eine ganze Weile, bevor sich einer nach dem anderen verabschiedete.